

Der Geist des Fußballspiels

Von WERNER BARZEL S.J.

Es ist zu befürchten, daß sehr wenige Leser dieser Zeitschrift es nicht unter ihrer Würde finden, den sonntäglichen Vorgängen auf dem Fußballplatz ihres Wohnortes eine auch nur herablassende Beachtung zu schenken. Der Gebildete glaubt sich bei uns durch so etwas wie ein Anstandsgefühl dem Geist gegenüber verpflichtet, nicht nur seine leibhaftige Person, sondern auch sein Interesse von derartigen Vergnügungen fernzuhalten. In Amerika ist das anders. Niemand schämt sich dort seiner Anteilnahme an dem Ausgang der saisonmäßigen Ballspiele. Auch Akademiker verbergen nicht die Leidenschaftlichkeit ihrer Parteinaahme, und wenn man das Glück hat, sie zu beobachten, kann man selbst Professoren der Theologie einen gewichtigen Disput abbrechen sehen, wenn es Zeit wird, den Fernsehapparat auf das „ball-game“ einzustellen.

Nun ist die Ansicht, die Vorliebe für Ballspiele sei einer der glücklichsten Züge im angelsächsischen Charakter und die einfachste Erklärung für die Verbreitung des gerühmten „common sense“, vielleicht nicht nur eine leistungsfertige Theorie. Indessen, Amerika ist nicht Deutschland, der amerikanische Fußball ist etwas ganz anderes als der unsere, und überhaupt ist bei uns der Geist so in Gefahr, daß jede Nachgiebigkeit gegen die Süchte der Massen zu leicht schon zu einer Niederlage führen kann.

Trotzdem ist ein vorübergehendes und rein kontemplatives Interesse für den Fußball vielleicht zu entschuldigen, wenn man es eng an die gesellschaftskritisch immerhin nicht unerhebliche Frage knüpft, was denn nun eigentlich einem Fußballspiel die Anziehungskraft gibt, daß es regelmäßig Tausende von Menschen verlockt, auch an einem kalten, feuchten oder zugigen Sonntagnachmittag lieber zwei Stunden lang, in eine lärmende Menschenmenge eingekettelt, von einem Bein auf das andere zu treten als sich daheim den Genüssen der Kultur und des Geistes zu widmen. Ist der Abfall vom Geist so groß, daß die Abtrünnigen gar nicht mehr sehen, welch leeren Klamauk sie seinen Offenbarungen in Kunst, Literatur und Wissenschaft vorziehen? Oder sind die Siegelbewahrer des Geistes im Irrtum? Ist der Fußballplatz gar kein so verdammenswürdiger Ort, wie sie meinen? Die Dringlichkeit der Frage vor Augen, hat der Berichterstatter sich eines Tages auf den Weg gemacht und sich den Schaulustigen geduldig zugesellt.

Wenn die Mannschaften in geschlossener Reihe auf den Platz laufen, fängt das Spiel zwar noch nicht gleich an, aber es erlebt seinen ersten dramatischen Moment. Viel weniger pompös als der Einzug der Matadoren in die Stierkampfarena, erzeugt dieser Auftakt trotz seiner sorglosen Form einen Augenblick von bestürzender Feierlichkeit. Diese und die kurze Zeremonie, die das Spiel beendet, sind wohl die Reste eines Rituals, das den Vorgang dunkel, aber durch die Schleier der Verweltlichung hindurch noch verständ-

lich, als eine Opferhandlung kennzeichnet: das Spiel ist nicht bloßes Vergnügen, sondern eine Darbringung an die Mächte des Lebens.

Jedoch die Erinnerung an die kultische Herkunft der Veranstaltung wird möglichst rasch wieder verwischt. Noch ehe man sich von dem kurzen Schauder erholt hat, findet man die Spieler, über den Platz verteilt, in einem anscheinend völlig privaten und zusammenhanglosen Geplänkel mit verschiedenen Bällen wieder. Sie müssen sich einspielen; denn die Glieder sind noch steif. Vielleicht ist ihnen wirklich kalt, aber noch wahrscheinlicher ist ihnen die Geste des Frierens willkommen, um dahinter so etwas wie Lampenfieber zu verbergen.

Inzwischen werfen die Spielführer das Los, wer von beiden sich entscheiden muß, ob er seine Mannschaft in der ersten Halbzeit lieber gegen die Sonne oder gegen den Wind in das Treffen führen will. Dann nehmen die Mannschaften Aufstellung; ein nagelneuer Ball wird auf das Feld gebracht und das Spiel durch einen Pfiff eröffnet.

Der unkundige Zuschauer sollte die Zeit der Vorbereitungen dazu benutzen, sich von Eingeweihten Aufklärung zu holen, wer von den Gegnern wer ist. Der Berichterstatter unterließ dies aus Unerfahrenheit und mußte die Versäumnis damit büßen, daß er die erste Zeit des Spiels über nicht wußte, ob es die roten oder die weißen Hemden waren, denen den Sieg zu wünschen der Lokalpatriotismus ihm gebot.

Man kann es schlecht leugnen, wenn man nicht voreingenommen ist, daß ein Fußballspiel, das von namhaften Mannschaften ausgetragen wird, schön anzusehen ist. Die Entfaltung von Kraft, Geschicklichkeit und Intelligenz ist bei einem guten Spiel zu einleuchtend, als daß nicht auch jeder Laie daran Gefallen finden muß. Die hohe Zahl von Frauen unter den Zuschauenden beweist, daß man nicht unbedingt selbst einmal einem Fußballverein angehört haben muß, um ohne Langeweile diesem Hin und Her eines Lederballes zu folgen.

Der Theoretiker mag die Leistungen, die da so häufig und von so vielen Menschen ihre Anerkennung finden, sehr rasch als reines „Muskelriesentum“ abtun. Aber er sollte einmal nichts anderes versuchen, als von der „rein körperlichen“ Anstrengung der unausgesetzt beschleunigten Bewegung soviel auf sich zu nehmen, daß ihm der Atem ausgeht; und er würde wohl einsehen, daß auch bei besserer Trainiertheit, die der Berufsfußballer natürlich voraushat, ein erhebliches Maß von Willenskraft dazu gehört, im Eifer der Spielbeflissenheit nicht allmählich nachzulassen. Soviel „Geist“ aber wird von einem Fußballspieler als selbstverständlich vorausgesetzt.

Ein bloßer Kraftmeier könnte sich auf dem Spielfeld nicht behaupten. Von einem brutalen oder blindwütigen Drauflosböllern, wie manche Intelligenzler sich das wohl vorzustellen belieben, kann keine Rede sein. Den Ball im Flug zu stoppen, ihn scharf, flach über dem Boden und zielsicher weiterzustoßen, das will, so einfach es aussieht, mit Ausdauer gelernt sein. Außerdem ist es ein Irrtum, zu meinen, daß der Fuß die ganze Arbeit allein

tue. (Obwohl nicht einzusehen ist, wieso das eine Schande sein sollte: Autofahren geschieht auch mehr mit dem Fuß als mit der Hand.) Bei einem guten Spiel sind Kopf und Brust fast ebenso beteiligt, und man könnte zweifeln, ob diese beiden, im Ansehen höher stehenden Körperteile nicht benachteiligt werden, wenn sie der Name des Spiels so vollständig verschweigt.

Geradezu irreführend ist übrigens die Bezeichnung Foot-ball für das amerikanische Spiel dieses Namens. Dort handelt es sich überhaupt nicht mehr um Körperteile, deren Gebrauch erlaubt oder verboten ist, sondern der ganze Mann muß sich zu einem Einsatz hergeben, der dem abendländischen Geistesmann, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, noch roher als der bei unserem Spiel erforderliche erscheinen mag: dort wird nämlich nicht der Ball umkämpft, sondern der, der ihn trägt. Leder hält bekanntlich mehr aus als ein Schienbein. Aber Foot-ball zu spielen ist in Amerika nahezu das Privileg der Hochschulen.

Mit der technischen Beherrschung seines Handwerks allein ist ein Spieler noch keineswegs genügend ausgerüstet, um erfolgreich seinen Mann zu stehen. Fußball ist weder ein Glücksspiel noch ein Wettrennen. Wie bei allen ausgebildeteren Spielen gibt es eine Strategie beim Fußball. Es lassen sich Methoden unterscheiden und Theorien ausarbeiten über die beste Art, ein Spiel zu gewinnen. In Moskau soll ein eigenes Institut dafür eingerichtet sein, das Studium der Fußballstrategie als eine Wissenschaft zu betreiben. Das mag Unfug sein, aber es zeigt, daß man den Fußball unterschätzen kann.

Die Bravourleistung eines einzelnen Spielers richtet nichts aus, wenn nicht ein Plan im Zusammenwirken der ganzen Mannschaft ihm zuhilfekommt. Dieser Plan kann nicht vorher bestimmt werden; er entsteht im Augenblick aus der je wechselnden Situation. Kein Spielführer kann ihn durch Kommandos durchsetzen: die Einfälle müssen sich auf schnellerem Wege fortpflanzen. Die Verständigung zwischen den Partnern muß „funkeln“.

Wenn man es genau bedenkt, ist es fast unglaublich, für wieviele Dinge zugleich ein Fußballspieler Auge und Ohr haben muß. Die Raschheit der Aufnahmefähigkeit und die Wendigkeit des Kombinationsvermögens, die er beweist, sind — für den Schriftsteller jedenfalls — einfach neiderregend. Es sind da so plötzlich Lagen zu erfassen, Vorteile zu erwägen und mit den gar nicht so sehr übersichtlichen Einschränkungen der Spielregel in Einklang zu bringen, daß es dem Schreibtischmenschen zu Anfang beinahe schwindlig wird, wenn er nur versucht, in der Verfolgung des Spiels mitzukommen.

Die meiste Bewunderung mußte der Berichterstatter in dieser Beziehung dem Schiedsrichter zollen. Wenn der Zuschauer sich freut, eine Aktion des Spiels in ihrer Absicht durchschaut zu haben und in der Erwartung fiebert, ob sie gelingen wird oder nicht, dann muß der Schiedsrichter noch oben-drein bemerken, ob nicht einer der Angreifer „abseits“ steht oder sich sonstwie gegen die guten Manieren des Kampfes vergeht.

Der amerikanische Fußball ist in seinen entscheidenden Phasen wohl noch geschwinder und deshalb schwerer zu schiedsrichtern als der unsere. Aber er bietet den langsameren Geistern einen Vorteil: er geht in Runden vor sich. Auf jedes „go“ folgt eine Pause, während der die Spieler der angreifenden Partei, malerisch im Kreise gruppiert, die Köpfe zusammentun, um ein neues „Komplott“ auszuhecken. Für den Zuschauer ist das eine Frist, um sich ungestört das zuletzt Geschehene klarzulegen.

Beim amerikanischen Fußball ist noch mehr Raum für die Heldentat eines einzelnen. Der Spieler, der, den Ball unter dem Arm, sich durch die Abwehr der Verteidiger hindurchgerempelt und die siegreiche Linie erreicht hat, wird mit viel mehr ehrender Hervorhebung bedacht als wer bei uns ein Tor „einschießt“. In beiden Fällen liegt dem Gelingen der Tat eine ausgesprochene oder unausgesprochene Verabredung zugrunde, aber in dem einen Fall wird der Vollbringer als Held gefeiert, in dem anderen lediglich als Vollstreckter erwähnt. Der amerikanische Fußball ist in seinen Grundzügen noch feudal. Man kann ihn sich aus dem ritterlichen Tournier entstanden denken. (Schon die rüstungsähnliche Verkleidung der Spieler deutet darauf hin.) Unser Fußball ist das Spiel von „Arbeitern“.

Es kommt nicht auf Sonderleistungen von Stars an (obwohl selbstverständlich auch Husarenstückchen immer noch beklatscht werden), sondern auf das genaue und verlässliche Funktionieren desmannschaftlichen Zusammenwirkens. Den Beteiligten wird zwischendurch kein Aufschub gewährt, um sich beglückwünschen oder bemitleiden zu lassen. Abgesehen von der einen Unterbrechung der „Halbzeit“, wickelt sich das Spiel pausenlos ab. Es bleibt in stetiger Bewegung, wie eine Maschine, die, einmal in Gang gesetzt, ohne Schädigung oder Verlust nicht in beliebigen Abständen ausgeschaltet werden kann.

Manchmal wird auf dem Feld geschimpft. Kein Wunder, wenn bei der Hitze des Gefechts bisweilen die Gemüter ob eines Fehlers, der — verzeihlich oder unverzeihlich — einen verheißungsvollen Ansatz zum Scheitern brachte, in Wallung geraten. Aber auch die Entladung von Zorn und Ärger darf das Spiel nicht aufhalten. Die strenge Disziplin des sportlichen Ethos kennt für die Gefühle persönlicher Verletztheit keine Nachsicht. Wenn ein verunglückter Spieler vom Platz getragen oder einer wegen unfairen Verhaltens ausgeschlossen wird, so darf das keine Verzögerung mit sich bringen. Das Spiel geht weiter.

Man fragt sich verwundert, wo der Geist des Sports die Macht hernimmt, Menschen nur dadurch, daß er sie der Form eines Spiels unterwirft, so umzuwandeln. Im zivilen Leben bringen weit ernstere Motive es nicht fertig, die Menschen zu weit geringeren Leistungen der Fügsamkeit und der Selbstbeherrschung zu bewegen.

An die gedämpfte Atmosphäre des Spielfeldes brandet die ungezügelte Leidenschaftlichkeit der Zuschauermassen. Man hört ringsherum sehr sachverständige Bemerkungen und staunt über die Treffsicherheit, mit der die

wahrgenommenen oder verpaßten Möglichkeiten beurteilt werden. Aber es ist nicht das geringste Bemühen zu spüren, den Spielern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Hier herrscht nicht Ritterlichkeit. Mit unverhohlener Vor-eingenommenheit wird Partei ergriffen. Ein versagender Spieler wird in Grund und Boden verdammt, ohne Rücksicht auf Entschuldigungsgründe. „Der kann auch gar nichts!“ „Der patzt dauernd!“

Wehe dem armen Stürmer, der einmal einen schlechten Tag hat! Er muß nicht nur gegen die andere Mannschaft, den Wind und die eigene Ermüdung ankämpfen, sondern gegen den noch heftigeren Widerstand einer sich durch die Vertausendfachung zur spürbaren Feindseligkeit steigernden Mißbilligung seiner Person. Das mag bisweilen das Zermürbendste an dem Kampf sein, daß Gunst und Ungunst des Publikums so unberechenbar in ihn eingreifen.

Für die Masse ist es kein bloßes Spiel mehr, dem sie beiwohnt. Je höher die Erregung steigt, um so mehr wird es ernst, was da unten ausgetragen wird: ein Stück Schicksal, das die Anwesenden angeht, als sei es ihr eigenes. Und darum gibt es keinen Pardon, wenn jemand, etwa der Schiedsrichter, den Lauf der Ereignisse von der dem Instinkt der Masse vorschwebenden Fälligkeit ablenken will. Der Frevler, der sich herausnimmt, ein Gottesurteil abzuändern, verdient gesteinigt zu werden. Glücklicherweise ist heutzutage die Polizei gewöhnlich schnell genug zur Stelle, um solche Ausschreitungen zu verhindern.

Manchmal fliegt der Ball aus dem Spielfeld hinaus unter die Zuschauer. Als sei ein Stein ins Wasser geworfen worden, so spritzt dann eine Welle des Ausweichens um den Punkt des Aufpralls herum auf. Man muß sich erst in Erinnerung rufen, daß es Menschen sind, die da auseinanderstieben, um nicht getroffen zu werden, — einzelne Menschen, die ihr Gesicht oder ihren sauberen Anzug vor einem schmutzigen Stück Leder in acht nehmen. Man hätte von weitem meinen können, es seien die Grashalme einer Wiese oder die Blätter eines riesigen Buschwerks, in die der Wind hineinführ.

Die Masse hat auch ihre eigene Stimme. Sie faßt das Gewirr der tausend Einzeltöne zu großen Gemeinschaftslauten zusammen, in denen sich wenige und undifferenzierte Gefühlsgeneralen aussprechen: ein schwingender i-Ton drückt Spannung und Erwartung, ein platzendes Ah Enttäuschung oder Überraschung aus, und die Begeisterung macht sich in dem Donner eines allgemeinen Getöses Luft.

Die Ekstase, in die ein ganzes Stadion geraten kann, teilt sich auch den Spielern mit. Die Mannschaft, die vom Einverständnis und von der Anfeuerung der Masse getragen wird, mag zu Wunderdingen fähig werden. Nur dürfen dann nicht andere Vorzeichen, Böses bedeutend, der Gunst der Stunde in den Weg treten. Zum Beispiel muß es sehr wenig ermutigend für eine Partei sein, wenn sich von Anfang an vor ihrem Tor die Pressefoto-

grafen vollzählig versammeln und dort hartnäckig verbleiben, so als sei es ausgemacht, daß nirgends anderswo etwas geschehen könne, was sich des Aufhebens im Bild verlohne.

Das also ist die Welt, die das Fußballereignis umfaßt: eine kleine Schar Auserwählter, sich entsagungsvoll einem Werk hingebend, dessen Sinn die symbolische Darstellung des Kampfes um das Dasein ist, und ihnen gegenüber eine gesichtslose Menge, die ihre Mühe umlauert, weil sie sich an dem Schauspiel nicht satt sehen kann, daß der Stärkere siegt. Darin wird sich der Vorgang von einem altrömischen Gladiatorengefecht oder von einem spanischen Stierkampf im Grunde wenig unterscheiden. Was ihm sein typisch modernes Gepräge gibt, ist die Abstraktheit, bis zu der die Sensation getrieben wird. Es geht nicht um Leben und Tod, sondern um einen Ball. Also um ein Ding, das in sich vollständig nichtig wäre, wenn es nicht den Experimentierwert besäße, an die Stelle von kostbareren Dingen zu treten. Warum es sich Blut, Leichen und andere Unannehmlichkeiten kosten lassen, wenn man dasselbe mit einem aufgeblasenen Stück Leder ausprobieren kann!

Auch die Spanier, die zur Corrida zusammenkommen, haben es nicht auf das Leben eines Stieres abgesehen. Man will nur die Gesetze des Lebenskampfes erkunden, vor Augen führen und dadurch beschwören. Weil sie Bauern sind, ist ihnen ein Stück Vieh nicht zu schade dafür. Die Römer brauchten mit Gladiatoren nicht zu sparen. Bei uns kann man sich derartigen Aufwand aus den verschiedensten Gründen nicht mehr leisten; darum klügelt man Spiele aus. Die Erfindung des Balles hat denen das Leben gerettet, denen es auch eine christliche Zivilisation vielleicht nicht geschenkt hätte.

Wahrscheinlich würde ein vorsätzlich blutiger Kampf bei uns, außer das erstemal, viel weniger Neugierige anlocken als ein Fußballspiel. Der Verfasser kann zum Beispiel bezeugen, daß bei einem Stierkampf seine deutschen Landsleute, soweit sie nicht aus Angst vor dem Schrecken, den sie bekommen würden, vorher in Ohnmacht fielen, sich in ihren Erwartungen gründlich enttäuscht fühlten. Die Angelegenheit erschien ihnen eher widerlich als sensationell.

Es ist wohl kaum nur Gesittung oder Tugend, was das Gemüt unseres Volkes vor einem wirklichen Blutvergießen bei den Schauveranstaltungen zurückschrecken läßt, sondern wohl mehr eine Art von gemeinsam empfundenem Ekel. Daß man auch heute noch die Nerven besitzt, den Untergang mitmenschlicher Wesen mit nicht mehr als einem Achselzucken hinzunehmen, dafür ist der Beweis zur Genüge erbracht. Aber bei öffentlichen Vorstellungen wünscht man, daß alles sich sauber und ansehnlich abspiele, und man scheut jedweden Exzeß. Deshalb ist der Boxkampf das Äußerste, was man sich als Darbietung gefallen läßt. Der Film nur darf weitergehen, entweder weil man sich der Unernsthaftigkeit seiner Bilder eben doch bewußt bleibt oder weil er als nicht so öffentlich empfunden wird.

Das Gelüst, sich an der Qual einer Kreatur zu weiden, ist jedenfalls nur verheimlicht, nicht ausgerottet. Christentum und Humanität mögen ihren Einfluß auf die Bildung gewisser moralischer Vorbehalte gehabt haben. Aber wenn es heute in Mitteleuropa bei den „Opferfeiern“ der Massen so verhältnismäßig „menschlich“ zugeht, so liegt das doch wohl in der Hauptsache daran, daß man sich in der Öffentlichkeit schämt, den Trieb zur Grausamkeit zuzugeben. Die Amerikaner können da noch um einen Grad unverhohлener sein. Auf einem Football-Platz klingen die Zurufe, wenn die Stimmung auf dem Höhepunkt ist, zuweilen weniger zahm: „Schlagt sie zusammen! Zeigt es ihnen! Haut ihnen die Knochen ein!“

Die Fußballfeier, gemeint ist das schaumäßig durchgeführte, vor großen Menschenmassen stattfindende Wettspiel, ist eine Form, in der auch heute noch, unter dem zivilisierten Ansehen von Fairness und Regeleinhaltung getarnt, die Menschheit ihr Bedürfnis erfüllt, den geheimnisvollen Mächten Opfer darzubringen. Damit ist der Vorgang als heidnisch erkannt. Trotzdem steht der Christ heute dieser Erscheinung anders gegenüber als der heilige Chrysostomus den Zirkusspielen seiner Zeit. Die Verweltlichung ist soweit gedrunken, daß für den innenwohnenden götzendienerischen Sinn das Bewußtsein einfach erloschen ist. Je weniger der Mensch die göttlichen Bezüge in seinem Dasein und in seinem Tun wahrnimmt, um so weniger kann er sie auch verwirren und sich versündigen. Wenn es ein Trick des Teufels ist, das „Völkchen“ über seine Gegenwart so zu täuschen, daß es ihn nie spürt, so richtet sich diese Schlauheit zugleich auch gegen ihn selbst. Man weiß nicht, was man tut, und das bewahrt die Unschuld.

So darf man die Fußballfeier, ihres verborgen kultischen Charakters ungeachtet, für das ansehen, was sie für das Empfinden der Beteiligten selber ist: ein vergnüglicher Zeitvertreib für die Zuschauer, ein männliches Kräftemessen für die Spieler und für alle zusammen eine erholsame und belebende Aufregung — eben ein Sport, nichts weiter. Die Abstraktion des Balles, die alle ernstlichen „Opfer“ sorgsam verhütende Regel, die mit ethischer Sanktion eingeschärzte Abmachung, möglichst nur so tun, als kämpfe man feindselig gegeneinander, all das hat die ganze Veranstaltung so humanisiert und zum reinen Spiel verharmlost, daß Baal und Moloch und Astarte wohl kaum mit den Augen blinzeln und dieser bequemen Umtriebe wegen ihren tausendjährigen Schlaf sicher nicht unterbrechen werden.